

Wenn Strafgefangene Kunst machen

Viele Strafanstalten führen heute Ateliers für schöpferische Betätigung. Mit Erfolg.

Text: Stefan Müller

Kunst und Kunsthandwerk unterstützen Strafgefangene im Prozess der Resozialisierung. Weshalb dem so ist, erklärt Melanie Wegel, Dozentin am Institut für Delinquenz und Kriminalprävention der ZHAW Soziale Arbeit.

SozialAktuell: Kunst und Strafvollzug verbindet man als Aussenstehender nicht auf Anhieb miteinander. Gibt es nicht eher einen Widerspruch zwischen diesen beiden Welten? Melanie Wegel: Nein, ganz und gar nicht. Es ist ja eine spezielle Gruppe von Menschen, die im Gefängnis sitzen, die in vielem gescheitert sind und deren Geschichten sich stark von einer Normalbiografie unterscheiden. Mit Kunst und Kunsthandwerk können sie an die eigenen Fähigkeiten und Fertigkeiten herangeführt und aus dem ewigen Scheitern herausgelockt werden.

Wie sehen die künstlerischen und kunsthandwerklichen «Produkte» in den Gefängnissen der Schweiz aus?

Sehr unterschiedlich. In Solothurn stellen sie zum Beispiel Wetterfahnen mit dem Emblem von Fussballvereinen her. Im Massnahmenzentrum Uitikon entstehen aus alten Skibindungen Garderoben oder aus Skistöcken Fonduegabeln; das Massnahmenzentrum hat auch schon an einer Designausstellung einen Preis gewonnen. Häftlinge in dem Westschweizer Massnahmenzentrum St. Johannsen stellen Kinderhocker in Form von Tierkörpern her – etwa Zebras mit Fell verkleidet. Aus Muffinförmchen entstehen Deckenlampen. Tischdecken werden gewoben. Andernorts verwandelt man Altmaterialien in Handtaschen. An manchen Orten wird auch Theater gespielt, gelegentlich sogar zusammen mit dem Personal der Strafanstalt. In der Pöschwies wirken Häftlinge sogar in einer Rapgruppe mit. Die Vielfalt ist unglaublich gross.

Sie befassen sich an Ihrem Institut schon länger mit Kunst und Strafvollzug.

Wie kam es dazu?

Angefangen haben wir mit einem Theaterstück, das wir wissenschaftlich begleitet haben. In der Strafanstalt Lenzburg wird jedes Jahr ein Theaterstück auf die Bühne

gebracht, als Freizeitangebot hinter den Mauern. Die Gefangenen fungieren als Schauspieler. Die von uns begleitete Aufführung war «Wilhelm Tell» von Schiller. Wir fanden das Thema spannend, weil es darin um Justiz und Bestrafung geht. Anschliessend an die Aufführung haben wir die Schauspieler und die Häftlinge im Publikum befragt und dabei mit den Inhalten von «Wilhelm Tell» konfrontiert. Sie konnten am Schluss darüber abstimmen, ob Wilhelm Tell richtig gehandelt hat oder nicht. Die eine Hälfte der Befragten fand ja, die andere nein.

Zu was für einer Schlussfolgerung kamen Sie nach diesem Theaterprojekt?

Wir empfahlen der Gefängnisleitung, mehr daraus zu machen als nur ein Freizeitangebot. Dass man Theaterstücke auch als Reflexion zur eigenen Delinquenz nutzen könne. Aber dies würde auch wieder mehr Personal erfordern. Generell gilt: Wenn Theaterprojekte durchgeführt werden – egal ob im Strafvollzug oder in der Schule – müssen sie vor- und nachbereitet werden, wenn man pädagogisch etwas er-

reichen will. Sonst ist ein solches Projekt blosser Unterhaltung und hat keine präventive Wirkung.

Welches Ziel verfolgt man mit der Kunst im Strafvollzug?

Wenn Strafgefangene entlassen werden – auch solche, die lebenslange Strafen verbüssen, kommen in der Regel irgendwann wieder raus –, ist der beste Schutz für die Bevölkerung, dass sie gut integriert sind. Und das passiert vor allem über die Arbeit. Doch der erste Arbeitsmarkt ist Straffentlassenen meistens nicht zugänglich: Viele von ihnen verfügen über keine – oder über keine abgeschlossene – Ausbildung. Im Rahmen eines Nationalfondsprojektes waren wir in über dreissig Gefängnissen. Für die Inhaftierten ist eine Tagesstruktur in Form einer Beschäftigung zentral, zumal im Schweizer Strafvollzug auch eine Arbeitspflicht besteht, bei der ganz unterschiedliche Produkte entstehen, vielfach auch Kunsthandwerk.

Wie kam das Departement Soziale Arbeit zu diesem Thema?

An der ZHAW gibt es den Schwerpunkt gesellschaftliche Integration. Bei uns wurde sodann eine Retraite durchgeführt mit dem Ziel, sich kleine Projekte auszudenken, die sich schnell umsetzen lassen und in einem direkten Bezug zum Thema Integration stehen. Arbeitsintegration hat sich als Schwerpunkt eines dieser Projekte herauskristallisiert. So hatten wir die Idee, die Produkte aus dem Strafvollzug einmal am Ort der Sozialen Arbeit zu zeigen. Es kam zur Ausstellung in diesem Jahr auf dem Toni-Areal. Der Titel lautete: «Kunst und Kunsthandwerk aus dem Strafvollzug im Toni». Die Idee dahinter war, dass wir der Gesellschaft zeigen wollten: «Strafgefangene können mehr als bügeln.» Was meint: Kunst produzieren ist mehr als nur eine Freizeitbeschäftigung. Es ist kreativ hochwertiges Arbeiten. Die Häftlinge eignen sich neue Qualifikationen an – und das ist ein Mehrwert. Einer der Schauspieler der Wilhelm-Tell-Aufführung in Lenzburg brachte es schön auf den Punkt: «Wir können denen da draussen zeigen, dass wir mehr sind als bloss Inhaftierte, dass wir Menschen sind, die etwas können.»

Zur Person



Melanie Wegel

ist Dozentin und Forscherin am Institut für Delinquenz und Kriminalprävention der ZHAW Soziale Arbeit. Schwerpunkte von Melanie Wegels Forschung sind etwa Jugendkriminalität, Werteforschung, Kriminalprävention oder Strafvollzugs- und Bewährungshilfe.

Hatten Sie für die Ausstellung eine künstlerische Begleitung?

Ja, wir holten eine Künstlerin ins Boot. Sie war für das Arrangement der Ausstellung und die Auswahl der Produkte zuständig. Von drei Gefängnissen haben wir Produkte gezeigt: vom Massnahmenzentrum Utiikon sowie von den Strafanstalten Pöschwies und Saxerriet. Die Ausstellung war verbunden mit einem Symposium. Es gab zwei Vorträge, den einen zu Kunst im Strafvollzug, den anderen zu Arbeitsintegration im Strafvollzug. Die Veranstaltung stiess auf breites, überwiegend positives Interesse. Da war zum Beispiel der Vater eines Häftlings, der total stolz auf seinen Sohn war. Jemand sagte aber: «Normale Künstler müssen viele Semester Kunst studieren und bekommen diese Möglichkeit einer Ausstellung nicht – und diese Menschen erhalten einfach so eine Plattform zur Verfügung gestellt.» Das hat mich nachdenklich gestimmt. Gelegentliches Unverständnis begegnet einem schon, im Sinne von: «Die sitzen im Gefängnis – und wieso dürfen sie Fussball spielen oder Kunst machen?»

Da stellt sich also die Frage nach der Berechtigung von künstlerischen Aktivitäten im Strafvollzug. Wirken diese nicht verharmlosend?

Das finde ich nicht. In diesem Zusammenhang kann ich nur das Strafvollzugsgesetz zitieren, gemäss dem die Lebensbedingungen in Haft möglichst denjenigen in Freiheit gleichen sollen. Inhaftierte Menschen sollen also nicht einfach weggesperrt, sondern auch gefördert werden. Überrascht haben mich die Medienberichte über die Vernissage, etwa in «20 Minuten»: überwiegend positive Reaktionen. In einem

Kommentar wurde sogar halb im Ernst gefragt: Warum sind eigentlich die Künstler nicht dabei? Die Ausstellung weckte sicher die Neugierde: Was ist hinter diesen Mauern? Können die dort überhaupt etwas?

Wie muss man sich die Kunstateliers hinter Mauern vorstellen?

Viele Vollzugsinstitutionen haben inzwischen einen Bereich für künstlerisches Schaffen, der aber sehr unterschiedlich gestaltet ist. Meistens entsteht Kunsthandwerk, das sich verkaufen lässt. Die Pöschwies hat extra einen Verkaufsladen, wo Dinge wie Kerzenständer oder Weihnachtskränze zu haben sind. Geleitet werden die Angebote im Allgemeinen durch Werkmeister, Arbeitsagogen, Kunsttherapeuten oder Künstler. Das Kunstatelier in der Pöschwies wird zum Beispiel von einer Künstlerin geleitet. Dieses Angebot wird als ein Freizeitangebot genutzt wie Fussballspiel oder Krafttraining. Die Künstlerin hilft den Häftlingen bei den Techniken, bei der Umsetzung – die Wahl des Motivs ist frei. Es werden Themen bearbeitet wie etwa Träume, Freizeit oder Heimat.

Wie funktioniert das in anderen Strafanstalten?

In der Regel können die Häftlinge ihre Ideen frei in den Kunstbereichen einbringen. Im Massnahmenzentrum Utiikon hingegen gibt ein Designer die Ideen und die Umsetzung vor, gezeigt wird dies anhand von Prospekten und auch im Internet. Die Grundidee dabei ist das «Upcycling», die Wiederverarbeitung von Gebrauchsgegenständen, die ausrangiert sind. Verwendung finden auch Strassenschilder wie Einbahntafeln, woraus Bistroschilde oder Hocker entstehen. Es sind alles



Werke von Gefangenen aus Saxerriet (SG) – einer offenen Vollzugsanstalt

Verkaufsprodukte, die man ab Katalog oder im Shop der Strafanstalt erwerben kann. Angeboten wird in dieser Einrichtung zusätzlich eine eigentliche Kunsttherapie, in der die eigenen Delikte bearbeitet werden. Nochmals anders sieht es in Saxerriet aus. Mit Kunst beschäftigt man sich hier beispielsweise in der therapeutischen Individualförderung. Diese richtet sich an Personen, die Probleme haben, sich in den Werkstätten einzufinden. Der Leiter hat ebenfalls einen künstlerischen Hintergrund. Er lässt den Häftlingen grossen Freiraum – so hat einer der Häftlinge beispielsweise das Motiv eines Ausserirdischen gewählt. Die Individualtherapie in Saxerriet will den Häftlingen vermitteln, dass man sich Rat holen kann, wenn man im Leben nicht weiterkommt, und nicht bei der ersten Hürde aufgibt. Das ist gerade bei Menschen wichtig, die in ihrer Biografie oft Dinge aufgegeben, Ausbildungen abgebrochen haben. Ziel dieser individuellen Förderung ist es, dranzubleiben und das Produkt zu Ende zu bringen. So entstehen handwerklich und kunsthandwerklich hochwertige Produkte.

Öffentliche Plattform

Zu wenig Resonanz

Künstlerisches Schaffen von Gefangenen soll eine öffentliche Plattform erhalten. Diesem Ziel hat sich beispielsweise der Verein «Kunst im Knast» verschrieben. Er wurde im vergangenen Jahr gegründet. Den Auftakt der Aktivitäten machte eine Ausstellung mit Werken von Häftlingen: Im Museum der Heilsarmee in Bern wurden damals etwa 25 Zeichnungen, Gemälde und Skulpturen aus den Strafanstalten Lenzburg (AG) und Saxerriet (SG) gezeigt. Marlise Pfander, eine Mitbegründerin des Vereins, war bis vor wenigen Jahren selbst Gefängnisleiterin. Inzwischen ist sie pensioniert. «Häftlinge sind auch Menschen. Durch Malerei können sie sich ausdrücken», sagte sie gegenüber dem Schweizer Fernsehen. Dies sei wichtig, denn viele hätten keine Angehörigen. In den Bildern kommen, so Marlise Pfander, Verzweiflung, Angst und Einsamkeit, aber auch Fröhlichkeit zum Ausdruck.

Marlise Pfander hat unter den Häftlingen auch grosse Talente gesehen. «Einmal hatte ich einen Gefangenen, der ständig aggressiv wurde. Dann liessen wir ihn malen. Wie er sein Innerstes zu Papier brachte, war sehr eindrücklich», erinnert sie sich. Dass mit der Ausstellung etwas beschönigt und die Delikte bagatellisiert würden, weist sie von sich. «Die Delikte sind begangen worden. Man darf aber die Häftlinge nicht zusätzlich bestrafen. Ein Häftling darf auch ein Künstler sein.»

Doch ein Jahr später ist Marlise Pfander ernüchert. «Der Verein ist inzwischen wieder aufgelöst worden. Wir stiessen nur auf wenig Resonanz.» Sie versteht das auch deshalb nicht, weil Knastkunst in Nachbarländern wie Deutschland oder Liechtenstein regen Zuspruch findet.



Wie wird im Rahmen dieser individuellen Förderung denn konkret gearbeitet?

Bei der bildenden Kunst steht der Verkaufsgedanke nicht im Vordergrund. Die Ideen stammen von den Häftlingen selbst, die verwendeten Materialien sind beliebig. Es werden nahezu alle Materialien verarbeitet – Holz, Ton, Betonguss, Papier, Karton oder Pappmachee sowie alle Arten von Farben wie Acryl oder Öl. Auch die

Methoden sind meist nicht vorgegeben. Ein Häftling hat zum Beispiel mit einem Klebeband die Umrisse seiner Zelle abgeklebt. Dann hat er 650 Figuren aus Karton hergestellt, die einen Mann in verschiedenen Positionen darstellen – sitzend, stehend, gehend oder liegend. Das Werk soll zeigen, wie man sich im beschränkten Raum einer Zelle aufhält, wie man sich darin bewegt. Ein anderer Häftling hat ein

Triptychon gefräst, ein dreiteiliges Kunstwerk aus Holz: die Zeit vor der Delinquenz, die Haft und seine Zukunftsträume. |

INSERAT